

Von dieser Zeitung erscheint wöchent-
lich eine Nummer von in der Regel
zwei Bogen in Umschlag.

Preis des ganzen Jahrgangs von
52 Nummern 8 Thlr. Abonnement
nehmen alle Postämter, Kunst- und
Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Sechsendreißiger Jahrgang.

Neue Folge.

Zweiter Jahrgang.

No. 26.

Donnerstag, am 23. December.

1852.

Notiz.

Die Abendzeitung steht im Begriff, ihren siebenunddreißigsten Jahrgang zu beginnen; die Redaktion wendet sich daher mit einigen einleitenden Worten an die geehrten Leser und das gesammte gebildete Publikum.

Den Novellen und Erzählungen, ernsten und heitern Inhalts, werden wir wie bisher einen großen Theil dieser Blätter einräumen; nur Originalarbeiten und interessante Bruchstücke aus noch nicht erschienenen größern Werken sollen Aufnahme finden. Novitäten, im Felde der dramatischen Literatur, gehaltvolle sinnige Gedichte, epischen und lyrischen Inhalts, ingleichen größere literar-historische und kritische Aufsätze werden einestheils die große Kunstbewegung der Gegenwart mit Unparteilichkeit und möglichster Klarheit verfolgen, anderntheils die hervorragenden Träger derselben dem Leser in Skizzen und Charakteristiken vorführen, und an diese soll sich die Bücherschau anschließen, für welche wir neue und tüchtige Kräfte gewonnen haben. Das Feuilleton soll kurzgefaßte Notizen aus dem Gebiete der Literatur, Musik, Malerei, Plastik und des Theaters bringen; interessante Miscellen sollen sich diesen anschließen, und ein Leipziger Wochenbericht, sowie von Zeit zu Zeit Correspondenzen aus deutschen Hauptstädten den Beschluß machen.

Der Subscriptionspreis für den Jahrgang von 52 Nummern bleibt wie bisher 8 Thaler. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. Briefe und Pakete erbittet man unter der Adresse: an die Redaktion der Abendzeitung in Leipzig (Friedr. Rückmann,) oder an die Buchhandlung von Bruno Hinze.

Die Redaktion.

Die Zigeunerin.

Su S., einem nicht unbedeutenden Städtchen Preußens, lebte in der Mitte des 18. Jahrhunderts die Familie des Herrn Sandel in stiller Zurückgezogenheit. Hr. Sandel hatte als Beamter erträgliche Einkünfte. Er lebte seinen Geschäften und überließ die Erziehung seiner zwei liebenswürdigen Kinder, Anton und Marie, seiner Gattin, welche dieser Pflicht vollkommen nachkam. Nur konnte sie den Leichtsinne des Knaben nicht ganz bändigen. Er besuchte die Schule in S. und wurde dann auf ein entferntes Gymnasium geschickt und der Obhut eines alten Freundes übergeben, der ihn mit Streuge zum Fleiß anhielt, so daß er jährlich ein Prämienbuch nach Hause brachte. Als er bereits das Gymnasium absolviert hatte und nun auf die hohe Schule kommen sollte, brachte er gewöhnlich die Ferien bei seinen Eltern zu. Es war an einem schönen Sommermorgen, da lud ihn die Schwester zu einem Spaziergange ein. Sie lustwandelten zwischen Feldern und Wiesen, und Anton hatte verschiedene Abenteuer aus seinem Gymnasialleben seiner Schwester zu erzählen. Die Sonne wurde lästig, und beide begaben sich in ein Wäldchen, um im Schatten auszuruhen. Sie saßen nicht lange, da kam ein häßliches Weib auf sie zu. Sie mochte etwa 28 Jahre zählen, und hatte einen Korb auf dem Rücken, worin sich ein Kind befand. Sie setzte sich neben sie hin, ohne ein Wort zu sprechen, nahm aus ihrem Korbe das Kind, hierauf einen Sack, worin sich Holz, etwas zerrissene Wäsche, eine Männermütze und ein Stück Brod befand. Von dem letzteren gab sie einen Theil dem Kinde und verzehrte den Rest mit sichtbarem Wohlbehagen. Anton und Marie schauten ihr eine Weile zu, hierauf sprach die Zigeunerin: „nicht wahr, junger Herr und Sie schöne Mamsell, Sie würden nicht mit so hartem Brod vorlieb nehmen?“ — „Warum nicht“, antwortete Anton, „wenn man Hunger hat, schmeckt alles.“ — „Wie denn aber, wenn man oft nicht einmal Brod hat?“ erwiderte die Zigeunerin, „das ist mein letzter Rest, ich hab gar nichts mehr, ich hoffe aber, dort in der Stadt gute Leute zu finden, die mir wieder etwas geben. Können Sie mir nichts schenken, schöne

Mamsell, oder Sie, junger Herr?“ — Marie gab ihr eine Semmel, welche sie zufällig bei sich hatte, und Anton schenkte ihr einiges Geld, worüber sie eine große Freude äußerte. Hierauf erbot sich die Zigeunerin, ihnen für ihre Güte wahrzusagen, was beide mit Vergnügen annahmen. Marie reichte ihr zuerst die Hand; die Zigeunerin beguckte sie lange, hierauf lächelte sie freundlich, streichelte die Wangen des Mädchens, welche unwillkürlich den Kopf zurückzog und sprach: „sie wird glücklich sein, ihr wird es gut gehen, sie wird einen schönen Mann bekommen, recht reich und bis an ihr Ende gesund und zufrieden sein.“ Hierauf nahm sie Antons Hand, schaute sie an, sann nach, beguckte die Hand wieder und sprach: „Ehrenstellen werden Euch, junger Herr, zu Theil werden, Ihr werdet mit Stab und Ring belehnt werden.“ Anton lachte und sagte, sie irre sich sehr, da er nie den geistlichen Stand wählen werde. Anton und Marie wurden nachdenkend, die Zigeunerin packte indes ihre Sachen zusammen, dankte noch einmal und wanderte weiter. Marie neckte Anton lange Zeit nachher, indem sie ihn Bischof nannte.

Zwanzig Jahre später finden wir Anton Sandel am H — schen Hofe einen nicht unbedeutenden Posten bekleiden, und Marie als glückliche Gattin eines reichen Kaufmanns in einer preussischen Stadt. Anton Sandel war in einer Kriegskanzlei angestellt, und hatte zum Kollegen Eduard Brauner. Beide standen unter einem sehr jähzornigen aber übrigens braven Chef, welcher die Kriegskasse unter sich hatte. Eduard Brauner sprach sehr geläufig die englische Sprache, und war als der beste Kalligraph der Stadt bekannt. Sandel und Brauner wurden bald intime Freunde, da sie einerlei Beruf und derselbe Charakter an einander fesselte, denn beide waren etwas leichtsinnig, faßten schnell Entschlüsse und führten sie aus, ohne die Folgen zu überlegen. Sandel erlernte bald durch seinen Freund die englische Sprache. Brauner führte ein nicht sehr solides Leben, er häuete Schulden auf Schulden, und beschwichtigte seine Gläubiger dadurch, daß er vorgab, er werde bald befördert und besser besoldet werden. Endlich wollten aber die Gläubiger nicht mehr schweigen. Einige klagten bei seinem Chef, dieser entzog ihm die Hälfte seines Gehaltes und zahlte damit die Schulden. Nun

hatte Brauner keinen Kredit und kein Geld; früher reichte der ganze Gehalt nicht hin, wie sollte es jetzt der halbe? Auch Sandel hatte einige, wenn auch unbedeutende Schulden, doch bekam er zuweilen etwas Geld von seinem Vater, der Wittwer war und ruhig in S. lebte. Eben kam ein Brief aus Sandels Heimat, aber wider Vermuthen ohne Geld und von fremder Hand geschrieben. Hastig erbricht er den Brief, liest, und — vor Schrecken fällt ihm der Brief aus der Hand, er entfarbt sich und sinkt halb ohnmächtig in einen Sessel. Es wurde ihm nämlich von einem Fremden berichtet, daß in dem Hause seines Vaters Feuer ausgebrochen und das Haus bis auf den Grund nebst zwei andern verbrannt sei. Der Vater habe sich dabei sehr verlegt, und sei dann, theils aus Gram, theils an der Verletzung, gestorben. Natürlich war dies ein sehr harter Schlag für Sandel, und da er gerade die Schlußrechnungen des Jahres zu liefern hatte, machte er in der Verwirrung einen bedeutenden Rechnungsfehler, weshalb ihn sein Chef zur Rede stellte, und in seinem Zorne ihm sogar mit Entlassung drohte. Brauner faßte nun einen Entschluß, der ihn und seinen Freund retten sollte. Er verfertigte für sich und Sandel englische Pässe mit Unterschrift und Siegel und legte sie seinem Freunde vor. Dieser schwankte anfangs, endlich überredete ihn Brauner: sie wollten die Kriegskasse bestehlen und sich dann nach Amerika einschiffen. Die günstige Gelegenheit ergab sich bald. Sandel erhielt von seinem Chef, der verreisen mußte, 3000 fl., um sie einem Lieferanten zu zahlen, der den andern Tag das Geld abholen sollte. Brauner und Sandel flüchteten sich mit dem Raube, aber bald hatte man in H. ihre Flucht bemerkt. Man schickte sogleich zwei Bevollmächtigte ab, welche zugleich mit den Flüchtigen in Havre ankamen. Die Verfolger meldeten sich bei der Behörde, welche hilfreiche Hand bot, so daß Beide beim Souper arretirt und zurückgesendet wurden. Brauner wurde zum Tode, Sandel zu lebenslänglicher Kerkerstrafe verurtheilt. So wurde letzterer mit einem Stabe (zwischen beiden Händen) und Ringen (an Händen und Füßen) belehnt, wie es die Zigeunerin prophezeit hatte.

Die seltsamen Gäste.



Ich lehnte im Kazmayer'schen Kaffeehause in Wien am offenen Fenster. Obwohl mich einst ein alter Onkel, ein Mann von übertriebener Lebensweise, auf die Schulter geklopft und dabei gesagt hatte: Schau, guter Junge, gib das Dichten auf! glaube mir, es ist lauter Parifari; obwohl, sage ich, mein alter Onkel diese eben so väterlichen, als psychologisch tiefsinnigen Worte zu mir gesprochen hatte, so war ich doch, als ich so aus dem Fenster des Kazmayer'schen Kaffeehauses hinaus sah, schwach genug, über das Herrannahen des Frühlings, dessen herrlichste Wirkung unstreitig das Gefrorne und das Lehnen in den offenen Kaffeehausfenstern und Thüren ist, schwärmerische Betrachtungen anzustellen.

Genug davon! ich sah mit dämmerlich poetischer Empfindung zum Fenster hinaus, und erblickte Wild, wie er eben aus einer Seitenthür des Karntnerthortheaters in seinem unmodischen weißlichen Ueberrocke wie im blaffen Kleide der Erinnerung heraustrat. Ihm auf dem Fersen folgte eine verschleierte Gestalt, deren Umrisse jedoch so in einander schwammen, daß ich nicht recht wußte, Fisch oder Fleisch, Mann oder Weib. Beide traten in's Kaffeehaus.

„Wahrscheinlich aus der Probe? Herr von Wild,“ fragte ein Herr.

„Ja“ war die Antwort, „wir geben morgen Belisar.“

„Da haben Sie als Almir bloß eine einzige dankbare Artie,“ sagte der Herr.

„Ja wohl,“ fiel ein Dritter ein, „diese Partie hätte ich an Ihrer Stelle gar nicht übernommen.“

„Meine Herren,“ erwiderte Wild mit seinem näselnden Sprachorgane: „das verstehen Sie nicht. Der Almir soll dem Buche nach ein sehr junger Mensch sein, es ist also natürlich, daß man mit dieser Partie gibt. Sehen Sie das ein?“

Ein anhaltendes Gelächter der Anwesenden belohnte den ruhmbedeckten Jubeltenor für seine gutmüthige Selbstpersiflage.

„Uebrigens,“ fuhr Wild fort, „war ich heute wieder einmal sehr schlecht bei Stimme; das a ließ mich zweimal im Stiche.“ Wild steckte bei diesen Worten ein Stück Kandiszucker in den Mund.

„O Du herrlicher, mildthätiger Kandis!“ ächzte die verschleierte Gestalt, indem sie eine Hülle nach der andern abstreifte und auf einen Nagel hing. So scharf ich aber auch hinsah, so konnte ich kein gewöhnliches Kleidungsstück auf dem Nagel entdecken. Nur ein ungeheurer, theilweise stark zusammengeballter Flor hing davon herunter. Dieses Reitermantels aus Flor entkleidet, zeigte sich mir die geheimnißvolle Erscheinung als ein zart und schmachkend aussehender junger Mann, der halb à la Werther, halb modern angethan war. Sehr auffallend war es mir, daß dieser junge Mann so teuflisch gegrinst hatte, als Wild von seiner Stimmumflorung sprach.

„Da kommt auch Erl,“ sagte jener Herr, welcher Wild angesprochen hatte, indem er seitwärts blickte, und ich sah in diesem Augenblicke den Hofopernsänger Erl am Fenster vorüberschreiten.

Hinter ihm erschien die hohe schlanke Gestalt eines nach dem strengsten wildgenialen Style der Gegenwart zugeschnittenen Incroyable, neigte sich zum Fenster herein, und warf Wilds sonderbarem Begleiter den noch glimmenden Stummel einer Cigarre vor die Füße!

„Unsterblicher Mozart!“ rief der Schmachkende und setzte mit zornfunkelnden Blicken seine Beine weit aus einander in grimmige Fechterstellung — „gieb mir Kraft zu einem unerhörten Nasenstüber für diesen frechen Egoisten. Hiermit setzte er Daumen und Zeigefinger in drohende Verfassung.

Der hypermoderne Stuger schlüpfte wirklich hinter dem Sänger Erl in's Kaffeehaus, und wäre einer ungewöhnlichen Erschütterung seiner Nasenspitze schwerlich entgangen, wenn nicht Erls großer Hund dem Mozartianer durch die ausgespreizten Beine gefahren wäre, und ihm das zur Aufführung seines Unternehmens höchst nöthigte à plomb benommen hätte.

Seltzam bedünkte es mich nur, daß Wild und Erl von zwei so auffallenden Gestalten begleitet kamen, ohne sich übrigens um ihre Anwesenheit im geringsten zu kümmern.

Eben so auffallend war das Benehmen der sonderbaren Gäste gegen einander. Sie schritten heftig im Zimmer auf und nieder, immer in entgegengesetzter Richtung, und warfen einander zuweilen feindselige Blicke zu. Der schlanke Stuger

näherte sich einigemale stumm dem Andern, dessen Gesichtsmuskeln vor Zorn zu spielen anfangen, stellte sich neben ihm auf, und streckte sich, indem er die flache Hand von dem Scheitel des Andern gegen seinen eigenen zog, als ob er seine überlegene Höhe genießen wollte, und schlug dann ein triumphirendes Gelächter auf.

Es wurde immer leerer im Kaffeehause, bis nur die seltsamen Gäste und ich zurückblieben.

„Hinaufgeschraubter Geck von einem Ton!“ murmelte der Stuger mit verächtlicher Miene.

Die Beiden schritten einander entgegen, und ehe ich mir's versah, war eine gegenseitige Haarzäuferei in's Leben getreten.

Ich stürzte zwischen Beide und wollte Frieden stiften.

„Wer sind Sie?“ schnaubte mich der Mozartianer an. „Wie können Sie es wagen, uns in Harmonie bringen zu wollen, die wir unserer Natur nach nur disharmonisch zusammenklingen. Sie müssen kein Jota vom Generalbaß verstehen, vom Kontrapunkt nicht zu reden.“

„Ich dachte nicht,“ erwiderte ich in etwas spitzem Tone, „daß Sie einander im fugirtem Sake den Schopf beuteln. Wer aber sind Sie, daß Sie auf so brutale Art den heiligen Frieden des Kaffeehauses stören?“

Plötzlich bildeten sich in der Luft fünf nebelhafte Querstreifen, welche über die Leiber der Beiden gingen; von den zwei Sonderbaren aber konnte ich nichts mehr bemerken, als zwei dünne senkrechte Striche, welche die Stelle des Buchses, und zwei dunkle Kugeln, welche die Stelle des Kopfes vertraten. Ich hörte ein hohles Klingeln, der Nebel ballte sich fester, ein Gelächter erscholl, und die Beiden standen in ihren alten Gestalten vor mir.

„Nun,“ sagte der Eine, „was sahen Sie?“

„Aufrechtig gestanden,“ erwiderte ich verwirrt, „mir war es wirklich, als hätte ich die große Sekonde a h gesehen und gehört.“

„Sie scheinen in der Musik nicht ganz unbedwandert!“ meinte der Mozartianer. „Sie sind vielleicht Künstler?“

„O nein,“ versetzte ich, „im Gegentheile, ich bin Recensent und zwar meines Wissens nichts wissender Mitarbeiter einer musikalischen Zeitung.“

„Nun, so hören Sie denn!“ sagte der Mozartianer, „ich bin das hohe a.“

„Und ich,“ setzte selbstgefällig lächelnd der Stuzer hinzu, „bin das hohe h.“

„Wenn das ist,“ bemerkte ich, „so begreife ich nicht, wie zwei ewige Nachbarn einander so anfeinden mögen.“

„Ich habe es Ihnen gleich an Ihrer schlichten Kleidung und an Ihrem gedämpften Betragen angesehen,“ sagte der Mozartianer, „daß Sie kein moderner Kunstwüthrich sind. Nicht wahr, Sie verdammen wie ich die ungeheure Effektbettelei der neudramatischen Musik, das durchherrschende Mißverhältniß der riesenhaften äußeren Mittel zum Kunstzwecke, die überspannten Forderungen der Komponisten an die Sänger u. s. w., ich hasse, die Gemeinplätze. Es gab eine Zeit, da ich sicher sein konnte, vieljähriger Sieger in einer gottvollen, klanggesegneten Kehle zu sein; gegenwärtig aber muß ich trauern, so oft mich eine herrliche Tenorstimme auf meinen Sylphenthron hebt, denn das obligate rasende Aufschreien des Tenors, und mein allzuhäufiges Erscheinen in den fünfaktigen neuen Opern müssen den Stimmtalisman jedes Sängers in unverhältnißmäßig kurzer Zeit zur Ohnmacht bringen, und so führe ich ein unstetes gepeitschtes Leben, da ich alle Minutenlang einem andern Herrn unterthänig werde. Der Inbegriff aller irdischen Hinfälligkeit ist ein moderner Tenorist. Der Lustdruck, den die schreibende Feder eines mondbleichen Lyrikers verursacht, weht ihn nieder, sobald er erst fünf Jahre engagirtes Mitglied war, und eine Erkältung ist auf der Stelle fertig, wenn er mit der Fingerspitze einen Metallknopf seines Quäkers berührt.“

„D über das langweilige weinerliche Krokodil!“ spöttelte das hohe h.

Das hohe a wurde blauroth im Gesichte, und da der hohe h-Stuzer einige Schritte entfernt stand, so zeichnete es mit dem Finger ein nebelblaues b in die Luft, um das hohe h sich näher zu rücken.

Ich weiß nicht, ob der Zauber wirkte, oder ob es aus alter Notengewohnheit geschah, genug, das hohe h trat wirklich um einen Schritt näher.

„Sehen Sie,“ rief das hohe a mit zorn-

blühenden Augen, „dies hier ist mein größter, ewiger Todfeind. Dieser affectirte, storchbeinige, krähwüthige, gefallsüchtige, dem edlen Kunstgeschmacke entfremdete Desperationsstuzer, dieser widrig knarrende Wetterhahn am babylonischen Thurmknopfe der neuen Musik, lebt bloß darum ein Leben voll Selbstpersiflage, um mich bei dem großen Haufen, dem natürlich immer nur der allertiefste und der allerhöchste Ton am allerbesten gefällt, in Verberuf zu bringen. Nicht zufrieden mit dem moralischen Schmerze des gekränkten Ehrgeizes, den er mir bereitet, untergräbt er auch meine physische Gesundheit — o du gräulicher Wurm! da die Kehle des Sängers, welche mit der fieberhaften Erzeugung dieses unnatürlichen Taugenichts gemartert wird, bald ermatten muß, und mich daher nur schleimdumpf, hager und blaß emporsteigen läßt. Er saugt mich ganz aus, der Klosterstuzer!“

„Sein Sie nicht so grob, niedere Kreatur!“ fiel das hohe h ein. „Ein offener Beweis meiner anerkannten Hoheit ist wohl der, daß man mit ein Erniederungszeichen, hören Sie wohl! ein Erniedernngszeichen beifügen muß, um mich Ihnen näher zu bringen.“

„Was er faselt, dieser Emporkömmling!“ höhnte das hohe a. „Ist das Dromedar darum ein edleres Thier, weil es langhalsiger und höher ist, als der prächtige Löwe?“

„Beruhigen Sie sich, meine Herren“, sagte ich. „Das hohe a ist allerdings die Rose der Tonblumen, welcher Klang! hören Sie einmal!“ — Sobald ich gut aufgelegt bin, was meistens der Fall ist, wenn ich meinen Morgenkaffee trinke und dazu rauche, wenn man mir einen neuen Todfeind zeigt, von dessen Existenz ich nichts ahnte, und wenn mich eine Geliebte verstoßen hat, schlage ich das hohe a ziemlich gut an, was ich damals auch that. Der junge Mann, welcher das hohe a vorstellte, hob sich auf himmelblauen Schwingen in die Luft, und fuhr selig lächelnd bis an die Stubendecke hinan! „Nichtsdestoweniger“ — setzte ich hinzu — „muß das hohe h durch die ihm inwohnende Leidenschaftlichkeit erschüttern und hinreißen. Hören Sie einmal, wie leidenschaftlich!“ — ich wollte das hohe h mit der Bruststimme nehmen, schlug aber schändlich um und erschrock nur um so mehr, als ich den jungen Mann, der das hohe h vorstellte,

wie vom Blitz getroffen unter das Billard stürzen sah. Er raffte sich im Nu auf, und taumelte mit grimmigem Geberdenspiel auf mich los.

Ich gewann schnell die Thüre, konnte mich jedoch nicht enthalten, durch das Fenster noch einen Blick in das Kaffeehaus zu werfen. „Nicht wahr?“ schrie mir das hohe a durch das Fenster zu, „das hohe h ist kein männlicher Ton mehr?“ — „Freilich nicht!“ rief ich zurück, durch eine drohende Geberde des h-Stuhers aufgereizt. Der Jubel des hohen a auf diese meine Erklärung war unbeschreiblich. „Aber“ — setzte ich mit meiner in Kunstfächen unerschütterlichen Kaltblütigkeit hinzu — „aber“ — sagte ich, „jener Tenorist kann froh sein, der das h sein eigen nennt.“

Alfieri auf einer Redoute.



Der berühmte italienische Tragödiendichter Graf Vittorio Alfieri ging im Jahre 1775 in Turin auf einen Maskenball in doppelter Verlarvung, erst als ein zerlumpter Poet, dann als Apoll:

In der ersten Maske vertheilte er das nachstehende Bitterlied:

Ich komme von der Liebe Wunderdingen,
Und ihrer Bitterkeit vor Euch zu singen;
Erzürnt Euch nicht, von mir sie anzuhören,
Ich will sie Euch, beim Himmel, treu erklären.
Ihr all' erfahrt und kennet sie zur Gnüge,
Drum, täusch' ich Euch, so ziehet mich der Lüge.

Weh dem, der redlich sich der Lieb' ergiebt;
Der ist allein beglückt, der Trug verübt.
Der wird berückt, wer selber nicht berückt,
Und in der Weiber arge List sich schickt.

Lieb' ist nichts weiter, als ein Spiel für Kinder,
Und hältst Du sie für wahr, bist Du ein Blinder!
Und doch wird Fried' und Ruh, eh' wir's geglaubt,
Gar oft von dem Verräther uns geraubt.

Bevor Du liebst, scheint süß das Band zu sein,
So täuschen Dich verstellte Schmeicheln.
Doch wie die Flamme weiter um sich faßt,
So wächst auch allgemach der Fesseln Last.

Und bist Du erst von Liebe recht besessen,
So hast Du schnell der Ketten Druck vergessen;

Und fühlst Du ihn, was nuzt der Widerstand?
Sie sind Dir angelegt von kluger Hand.

Ein Mann zu sein, glaubt der verliebte Wicht,
Und daß er's nicht mehr ist, b. merkt er nicht.
Er wandelt früh und spät mit irren Sinnen,
Armselig flüchtet die Vernunft von hinnen.

Er fühlt sein Hirn mit jedem Tage schwinden,
Und kann nicht mehr das Gut' und Schöne finden,
Er flieht die Freude, flieht sich selbst sogar,
Um nicht zu hören, welch ein Thor er war.

Doch kann er sich nicht bessern, klagt und stöhnt,
Und zürnt der Liebe, die ihn nur verhöhnt.
Das Weib, das mehr begehrt als herbe Klagen,
Schürt noch mit Tadel seine grimmen Plagen.

Stets noch verblüffter in dem argen Streite,
Steht der Verliebte da, des Jammers Beute.
Auf jedem Antlitz liest er sein schuldig,
Und nagt an seinem Zügel ganz geduldig.

Als große Tugend wird Geduld gepriesen,
Doch von dem Esel sonderlich bewiesen,
Und diesem üpp'gen garst'gen Thierleingleiche
Gar vielfach der Verliebte, wie mir deucht.

Oft wird der arme Wicht auch heimgesucht
Von schwarzer Leidenschaft, der Eifersucht;
Doch diese Thorheit würde sich verlieren,
Wollt' er die Stien mit seiner Hand berühren.

Ihr Männerherzen, wollt mich doch belehren;
Wie fangt Ihr's an, der Eifersucht zu wehren?
Ihr seid es müd', ich hab' Euch schon verstanden,
Vergeblich stets zu ringen mit den Banden.

Der Ehe süßes Band wird schnell zur Kette,
Und sterben muß die Lieb' im Ehebette.
Zum Ueberdruß auch wird's den Liebesrittern,
Die Luft mit ihren Klagen zu erschüttern.

Kurz, der Verliebte
Ist eine elend klägliche Erscheinung,
Wie schön er sich auch nimmt nach seiner Meinung,
Und jeder lacht ihn aus, und das mit Recht;
Ein Hörnerträger ist der Weiberknecht.

Ihr Freund', erlaubt, daß ich an Euch zum Ende,
Die Ihr noch an den Brocken schluckt, mich wende.
Ich rath' Euch, eilt, so schnell Ihr immer könnt,
Daß Ihr Euch von den Weiberketten trennt.

Es scheint, daß meine Vers' Euch lachen machen;
So will ich Weiber Euch und mich verlachen.

Als Apoll das hier folgende.

Ihr lieben Herr'n, Ihr angenehmen Schönen,
Die Ihr mich anzuhören nicht verschmäht,
Was jener gar unsaubere Poet
Zu seiner Bitter sang mit rauhen Tönen;

Ihr hofft vielleicht von meinem holden Wesen,
Ich komme, jenen armen Wicht zu strafen,
Daß Schmähungen so arg die Liebe trafen;
Nein, einen andern Schluß hab' ich erlesen.

Ich bin Apoll; — worüber mögt Ihr lachen?
Scheint Euch die kleine Lüge sonderbar?
Wer von sich spricht, der redet niemals wahr.
Bedenkt, was Ihr oft thatet, ohne Lachen.

Wißt denn, ich bin Apollo, und verschmähe
Der Lieb' ein abgeschmacktes Lied zu singen.
Viel größte Ehre tracht' ich zu erringen
Auf andre Weise, wenn ich es verstehe.

Der Thorheit sing' ich dieses Lied zu Ehren,
Die nimmer die Poeten noch gepriesen,
Wiewohl gar oft in ihrem Thun bewiesen;
Laßt ihre hohe Schönheit Euch erklären.

Zuerst will ich, Ihr Frauen, Euch befragen:
Sagt, wäre nicht ein Thor der liebe Mann,
Was finget Ihr mit den Galanen an?
Ihr findet an der Thorheit groß Behagen.

Fürwahr, entdeckt Ihr nach Eurem Willen
In dem, der für Euch seufzet, keinen Thoren,
Ihr hättet längst schon den Verstand verloren,
Den süßen Drang des Kosens nicht zu stillen.

Wie jauchzet Ihr, o liebekranke Mädchen,
Wenn sich die Mutter thöricht läßt betrügen;
Da ist für Euch die Schule schlauer Lügen,
Mit denen Ihr uns führt am seid'nen Fädchen.

So könnt Ihr denn nicht läugnen, schöne Frauen,
Es macht Euch Freud' als Thoren uns zu schauen.

Jetzt laßt mich zu den Männern weiter gehen,
Und sie nach ihren Klassen unterscheiden.
Wie strahlt der Söhne Angesicht vor Freuden,
Wenn sie den Unverstand der Väter sehen.

Schlau wissen sie die Streiche zu bemänteln;
Und kommt ein läst'ger Stäubiger, der schmähet,
Und endlich von der Stelle nicht mehr gehet,
Dann zahlt der Vater lächelnd zu den Händeln.

Die kargen Väter freuen sich dagegen,
Sehn sie die Pinselhastigkeit der Söhne;
Doch eine wahre Seltenheit sind jene,
Die nur Moral und keine Bazen mögen.

Sie, die vor allen lieb die Thorheit haben,
Ich wag' es nicht sie deutlich kund zu geben,
Die Armen sind es, denen wir das Leben
Gutherzig einst in wahrer Einfalt gaben.

Was soll ich von den dummen Heuchlern sagen,
Die nach den Mädchen heimlich Blicke schießen,
Indem in Strömen falsche Thränen fließen,
Und sich die Brust mit heil'gem Eifer schlagen?

Ihr reichen Tröpfe in der Hohheit Sphäre,
Ihr dankts allein des Pöbels Blödigkeit,
Zu scheinen stets, was Ihr doch nimmer seid,
Auf! baut der Dummheit Tempel und Altäre!

Ihr Jungfernknechte, zärtlich sonder Gleichen,
Die, habt Ihr anders Kopf, in Eurem Kopfe
Nur Hexel heget, wie im hohlen Topfe,
Wenn's keine Narren gäb', Ihr wäret Leichen.

Was fingt Ihr an, Ihr hungrigen Autoren,
Möcht' Euch des Pöbels Unverstand nicht dienen,
Der Hunger sprach' aus allen Euren Mienen,
Der Magen bliebe hohl; Ihr wär't verloren.

Und Ihr noch ärgeren boshaften Knechte,
Die Ihr der Leute Handlungen erjaget
Und unverlangt zu Dem und Jenem traget,
Fast mißbraucht Ihr der Thorheit ew'ge Rechte.

Der Wahrheit Feinde, die zur Kontrebande
Sie schon gemacht! Wen würdet Ihr bekhören,
Wer würde Eure faden Lügen hören,
Horcht' Eurem Schrein nicht gern der Thoren
Bande.

Die gift'gen Zungen, plump und sonder Spitze
Die gern verwunden, doch es nicht verstehen,
Schnell wären sie gezwungen still zu stehen,
Beklatschten nicht die Gimpel ihre Wize.

Kurz, wollt' ich noch drei ganze Tage singen,
Ich würde nicht den reichen Stoff ergründen,
Noch seiner Diener Schaaren all' verkünden;
Homerem nur kann solch ein Werk gelingen.

Doch will in zwei mit Müh' gesuchten Zeiten
Ich meine Meinung kecklich Euch enthüllen.
Die Thorheit ist es, die nach ihrem Willen
Der ganzen Welt Gesetze darf ertheilen.

Ihr, die Ihr mich umgebt mit offenen Ohren,
Um über mich zu spotten, strenge Richter,
Macht nicht so ernste forschende Gesichter;
Was würd' aus Euch denn, spielt' ich nicht den
Thoren.

Schon sangst Du, meine Bitter, fast von allen,
Und Deinen Meister willst Du übergehen;
Nein, nimmer dürft' das mit Fug geschehen;
Das würde allen anderen schlecht gefallen.

Zu meiner Schmach denn will ich's offenbaren,
Daß, wär' ich nicht ein Thor, ich nicht gesungen;
Und leider wär' es mir vielleicht gelungen,
Mir Eure gute Gunst dann zu bewahren.

Den Dichtern ist die Frechheit angeboren!
Statt mich zu tabeln ich' ich selbst mich lieber;
Und doch, denk' ich an mich, fühl' ich ein Fieber;
Genug, schon habt Ihr die Geduld verloren.

So richtet denn, und werfet mich mit Steinen,
Will ich der Steinigung Euch würdig scheinen,

Ich fühle mich gar groß und hoch erhaben,
Die Wahrheit thörlich Euch gesagt zu haben.

Dann vertheilte er noch in eigener Person
die hier abgedruckten Verse:

Apollo, müde schon umherzuschweifen,
Ihnt, da er sonst nichts vorzunehmen weiß,
Als man ihn bat, die Zitter zu ergreifen,
Das, was man wünscht, sich fügend dem Geheiß. —

Doch Einbildung ist nur ein leerer Schein. —
Wer die Poeten kennt, der wird auch wissen,
Oft will Apollo hintergangen sein.

So will ich denn Euch von den Lastern singen;
Doch nein! denn sie beherrschen ja die Welt,
Und Pein und Tadel würd' ich nur erringen.

Von Tugend denn; doch sie ist Kontrebände,
Und solcher Frevel ist darauf geleyet,
Daß sie zu kaufen niemand fast im Stande.

Soll ich der Frauen Schönheit Euch erheben?
Wie viel beredter sind die süßen Blicke,
Die Euch sich kund als Erdenengel geben.

Ich will des Lebens Wechsel Euch erklären;
Doch ist ein kurzer Traum das ganze Leben;
Die Wechsel eines Traums, — wer mag sie
hören?

Die Reichen würd' ich für mein Lied erwählen,
Hätt' ich en Muth, den alle Dichter haben,
Um, wie sie thun, Euch Lügen zu erzählen.

Wollt' ich vom Tod ein schautig Lied beginnen,
Kein Wörtlein würdet Ihr vernehmen mögen;
Was könnt' ich also wohl damit gewinnen?

Ich will vom Lorbeer etwas Euch berichten,
Der meine Stirn bescheidenlich umgürtet; —
Ich gab ihn mir, und möcht' ihn gleich vernichten.

Sollt' ich das Elend dieser Welt Euch schildern?
Zwar ist's kein Laster, dennoch meidet's jeder;
Ihr würdet gegen mich den Spruch nicht mildern.

Vom Glücke lieber: schöner Gegenstand,
Ein jeder sucht's, ich hatte gleichfalls seiner,
Ist unter Euch wohl einer, der es fand?

Ein schönes Thema noch, wollt Ihr es wissen;
Das ist die Eitelkeit, allein ich schweige;
Leicht sprach' ich von mir selbst, ohn' es zu wissen.

Wär' ich vielleicht ein Thor! ich kann erkennen,
Daß Ihr es alle fast mit Euerm Schweigen —
Ich end', um nicht ein gleiches zu bekennen.

M.

Gedichte von Louise Otto.

Sternschnuppen.

Ich weiß es nicht zu nennen,
Was mir das Herz bewegt;
Wie soll ich's denn bekennen,
Was sich im Innern regt."

Die Sterne dort am Himmel
Sehn ihren ew'gen Gang,
Im flimmernden Gewimmel
Ertönt ihr Sphärensang. —

Doch mitten im Erglügen
In ernster Sommernacht
Sah ich 'nen Stern zersprühen
In flammenheller Pracht.

Es fielen goldne Funken
Herab von Stern zu Stern,
Mir ward so sehnsuchtsdrunken:
Wie glich dem Stern ich gern.

Die Flammen, die da zehren
An meinem Herzen wild,
Sie mögen es zerstören
Wie jenes Sternenbild.

Sie mögen niederschleßen,
Wie jene Funken sprühn,
Im Himmel still zerfließen,
Im Himmel nur verglühn!

Ich weiß es nicht zu nennen,
Was mir das Herz bewegt —
Die Flammen müssen brennen
Bis daß es nicht mehr schlägt

II.

Ein altes Lied.

Es ist ein altes Lied
Von Nachtigall und Rose
Und ihrer Lieb' Gesose,
Es ist ein altes Lied.

Die Rose ist verblüht
Die Nachtigall entflohen,
Hat nur von Lieb' gelogen.
Es ist ein altes Lied!

Aus trauerndem Gemüth
Hallt es noch dumpf und trübe:
Das Lied betrogner Liebe,
Es ist ein altes Lied!

Weissen. 1852.

Bücherschau.

Cécilie Telville. Roman von Louise Otto. (Leipzig, Bruno Hinze, 1852. 3. Bde.)

Ein Tagesroman!

Die pietistisch-protestantische und ultramontan-jesuitische Propaganda der Gegenwart und ein verfehltes Frauenleben bilden den Hauptinhalt der drei Bände, die vor uns liegen. Wir können nicht umhin, den Roman als den gelungensten Louise Otto's zu bezeichnen. Die Heldin Cécilie Telville, ihr Geliebter der Künstler Alfred Grohla, und einige andere sind ganz gelungene Charaktere; Molly Heinze die Sängerin, das Weib mit der verfehlten Bestimmung, ist eine Lieblingsfigur der neuen Romaniers. Aus verschiedenen kleinen Zügen scheint indeß hervorzugehen, daß Louise Otto mit ihrer Molly Heinze eine ganz bestimmte wirklich existierende oder dagewesene Person im Auge hatte, der Character ist wahr — wenn auch eher Lächeln als Mitleid erregend! Im Uebrigen entspricht der Roman allen Anforderungen, die man an einen solchen machen kann; der Vorwurf ist ohne unnöthige Längen durchgeführt, die Handlung spannend, Diction und Dialog lassen nichts zu wünschen übrig, überhaupt ist das Ganze, ein Paar karrikirte Figuren aus dem niederen Volke ausgenommen, untadelhaft. Man fühlt das bedeutende Talent der Verfasserin überall heraus.

Die Gelegenheit benutzend fügen wir eine kurze Skizze über Louise Ottos Leben und Wirken bei. Louise Otto ist die Tochter eines Patriziers der sächsischen Mittelstadt Meissen. Sie verlor früh ihre Eltern und hatte beinahe gleichzeitig den Verlust eines geliebten Bräutigams zu beklagen. Daß nach solchen Schicksalsschlägen ihre warme hingebende, echt poetische Natur sich dem großen Allgemeinen zuwendete, scheint natürlich und fast nothwendig. Sie schrieb im Jahr 1843 den Roman „Ludwig der Kellner“ (Leipzig, Wienbrak, 1843. 2. Bde.) der allerdings noch gar zu sehr die Spuren einer Jugendarbeit trägt und wenig Welt- und Menschenkenntniß verräth. Er wandte indeß doch zuerst die Blicke auf das Talent der Verfasserin, die gleichzeitig unter dem Pseudonym Otto Stern sich der Journalistik zuwendete und Mitarbeiterin an Keils „Wandelstern“ geworden war. 1844 trat sie unter ihrem eignen Namen in die Reihen der Mitarbeiter der „Sächsischen Vaterlandsblätter“, denen sie auch bis zu ihrer Unterdrückung treu blieb. Wir maßen uns kein Urtheil über ihre journalistischen Leistungen in dieser Periode an und erwähnen nur, daß sie sich durch dieselben mit vielen Autoren und den Führern der Opposition in Sachsen befreundete.

Ihre belletristische Thätigkeit erlitt durch den Journalismus keine Unterbrechung, ein zweiter Roman „Kathinka“ (Leipzig, Wienbrak 1844. 2. Bde.) erschien — er bildete gewissermaßen eine Fortsetzung des Kellners und hat auch viele Mängel desselben. Ihr dritter Roman „Die Freunde“ (Leipzig, Wienbrak 1845. 3. Bde.) fand die günstigste Aufnahme bei dem Publikum und erweckte ihr zahlreiche Freunde unter der akademischen Jugend, die gleichzeitig erschienenen Novellen „Aus der neuen Zeit“ (früher im „Planet“ und „Komet“ abgedruckt) hatten scharfe Angriffe von Seiten der Kritik zu bestehen.

Ein 1848 gedruckter Roman „Schloß und Fabrik“ behandelte die sociale Frage. Mit der hergebrachten Uebertreibung schilderte auch Louise Otto das Elend der unteren Classen, doch ließ sie es im Gegensatz zu unsern Communistenschriftstellern nicht an versöhnenden Momenten fehlen. Sonderbarerweise erfuhr die Verfasserin von Seiten einiger Chemnitzer Fabrikherren gehässige Angriffe, — der Dank und die Liebe der Arbeiter, deren sie sich angenommen? — das Volk kennt die Tugend der Dankbarkeit nicht. Von dieser Ueberzeugung war die Verfasserin freilich nicht durchdrungen, gründete aber doch gleichzeitig in Baugen die Zeitschrift „Beilchen“, welche im Gewande der Belletristik sociale Tendenzen verfolgte. Ein Roman „Römisch und Deutsch“ (Leipzig, Wienbrak 1847, 4 Bde) hatte die deutschkatholische Bewegung zum Vorwurf, er ist weniger gelungen, als „Schloß und Fabrik“. In demselben Jahre erschienen Louise Otto's „Lieder eines deutschen Mädchens“, welche zur Genüge ihr dichterisches Talent bekundeten. Klingen auch einzelne dieser Lieder wie gereimte Zeitungsartikel, so sind doch die meisten vom Hauche echter Begeisterung durchweht, es ist viel lauterer Gold in dem Buche. Ihre eigentlich lyrischen Gedichte hat Louise Otto noch nicht gesammelt, einige davon können wir unsern Lesern vorlegen.

Ein Product der Revolution von 1848 ist ihr Buch: „Ein Bauernsohn.“ Dies ist zweifelsohne das schwächste Werk der Schriftstellerin, ziemlich langweilig und eher alles andre als ein Volksbuch. Gegen Ostern 1849 begründete sie die „Frauen-Zeitung“ mit dem Motto: „Dem Reich der Freiheit werd' ich Bürgerrinnen.“ Dies Blatt, welches sie durch die Klippen der deutschen Pressverhältnisse drei Jahre steuerte und welches bald nach ihrem durch widrige Verhältnisse veranlaßten Rücktritt von der Redaktion einging, hat viel von sich reden gemacht, und das Verdienst gehabt, die Frauenemancipation als mit der Sittlichkeit vereinbar

zu verfechten. Im Jahre 1850 erschien ein dreihändiger Roman „Buchenheim“ (Leipzig, Wienbrack, 3 Bde.) Ein Tendenzroman: „Vier Geschwister“ (Dessau, Moriz Kay, 1852 2 Bd.) hat die Beschuldigung hervorgerufen, daß die Verfasserin dem Publikum Unfertiges geboten. Dies erlebte sich dadurch, daß der dritte Band, der im Jahre 1848 spielt, noch nicht gedruckt ist.

Louise Otto's neueste Productionen, welche zugleich ihre besten sind, haben wir ausführlicher besprochen. Im Allgemeinen ist Louise Otto eine

der talentvollsten Schriftstellerinnen der Gegenwart, sind einige ihrer Werke zu flüchtig gearbeitet — nun so ist sie eine deutsche Schriftstellerin! Dazu bedarf es keines Commentars! Als Romanschriftstellerin geistvoll und unterhaltend zugleich, als Dichterin feurig und begeistert — dies ist das Gesamtbild der Schriftstellerin Louise Otto, welches durch eine liebenswürdige Persönlichkeit getragen wird.

Möge sie uns nicht lange auf ein neues Werk ihrer Feder harren lassen. ○

Feuilleton.

Literatur.

Ein Carneval in Berlin. So betitelt sich eine kleine Schrift von A. v. Sternberg, der hier in bekannter geistreicher Weise Schilderungen des gesellschaftlichen Lebens und begründete oder doch beachtenswerthe Kunsturtheile niederlegt. Auch gegen die Redwizianer zieht Sternberg zu Felde.

Neue belletristische Journale. Solche werden Dräpler-Mansfeld in Darmstadt unter dem Titel „die Muse“ und Ernst Kossack in Berlin herausgeben. Ueber den Titel von Kossack's Journal verlautet noch nichts. Nach dem Namen der Redacteurs dürfen wir von beiden Journalen etwas Tüchtiges erwarten.

Karl Beck's „Aus der Heimat“ erfreut sich von allen Seiten der beifälligsten Theilnahme. Nur die „Grenzboten“ haben es als untergeordnet dargestellt.

Musik.

Ein neuer Componist. Durch die „Jahreszeiten“ werden wir auf Emil Büchner, einen jungen in Leipzig lebenden Componisten aufmerksam gemacht. Die Jahreszeiten erwähnen, daß von demselben vor Kurzem einige Phantasiestücke für Pianoforte erschienen sind; sie führen den Titel: „Blumenleben“ und liegen uns zwei Hefte davon vor, denen noch zwei folgen sollen. Derselbe hat die besten von Böttgers Frühlingsmelodien componirt, verweigert sie aber der Doffentlichkeit noch hartnäckig.

„Die schöne Gascognerin“ heißt eine neue komische Oper von A. Schäffer, die auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin sehr gefallen haben soll. Ebenso eine komische Oper von Adam „Die Nürnberger Puppe“.

Auber. Der Componist der an manchen Theatern verbotenen Revolutionsoper: Die Stumme

von Portici, in der der Gothaner Masaniello die Hauptrolle spielt, ist jetzt zum kaiserlichen Hofcapellmeister bei dem neuen Kaiser der Franzosen ernannt worden. Der alte Auber wird auch noch einmal zu Ehren des Kaisers seinen bereits sehr lendenlahmen Pegasus besteigen und zu dessen Krönung eine große Festsymphonie schreiben. (Neue Zeitschr. für Musik.)

Formes (der Bassist) ist im Vaudevilletheater in Cöln einige Male aufgetreten. In Coblenz hat er im Concert gesungen und von der Prinzessin von Preußen eine kostbare Brillantnadel erhalten.

Wahrheit oder Dichtung? In den ersten Tagen des December giebt Saphir in Wien seine alljährliche Academie. Dieses Mal wird Hr. Carl Wehle aus Prag in derselben zum ersten Male in Wien öffentlich spielen. Für diese Ehre muß Herr Wehle 300 Fl. C. M. zahlen!

Cornet ist nun in Wien definitiv zum Direktor des Hofopertheaters ernannt worden. Er tritt nach der italienischen Saison sein Amt an, womit die Hrn. v. Holbein auf drei Jahre übergebene Administration dieses Theaters erlischt.

Karl Evers, der bekannte Virtuos und Componist aus Wien, hält sich gegenwärtig für einige Zeit in Leipzig auf.

Theater.

Moriz Heydrich und das Leipziger Publikum. (Von einem Dresdner.)

Ich kehre eben entrüstet aus dem Theater zurück, in welches mich die erste Aufführung von Moriz Heydrich's Prinz Lieschen geführt hatte. Ehe ich zu einer speciellen Würdigung des Stückes und entschiedenen Mißbilligung der Aufnahme übergehe, werden Sie mir gestatten, eine Geschichte des in Frage stehenden Werkes vorzuschicken.

Im Februar dieses Jahres las man in verschiedenen Journalen eine kleine Notiz, wonach

Moriz Heydrich einen Fastnachtscherz, „Prinz Lieschen“ geschrieben hatte, der auf der Leipziger Bühne zur Aufführung kommen sollte. Müßte man sich nun wundern, wie der Dichter des „Tiberius Gracchus“ eine Posse habe schreiben und so aus den erhabenen Kunstregionen in die niederen steigen können, so fand man eine theilweise Erklärung in der geringen Theilnahme der Bühnen am „Tiberius Gracchus“ und sah der neuen Arbeit des talentvollen Verfassers mit Spannung entgegen. Plötzlich hieß es „Prinz Lieschen“ sei zu derb, und deshalb für den Sommer ad acta gelegt worden. Beim Beginn der Saison lesen wir in der Theaterchronik, daß „Prinz Lieschen“ in Dresden, Chemnitz, Breslau, Magdeburg und Leipzig zur Aufführung angenommen sei. Von Breslau aus wurde der Success des Stückes als ein höchst glänzender geschildert, der Beifall war trotz der gespannten Erwartungen ein stürmischer, er steigerte sich von Scene zu Scene, und hier in Leipzig schaut, das Publikum — lachte, räusperte sich, und einige gaben ihr Mißfallen sogar laut zu erkennen. Die Referenten des „Tageblatts“ und der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ aber sagten in gewohnter Devotion: vox populi, vox dei! der erste ohne Commentar, der letzte nicht ohne Scheingründe anzuführen. Wir führen statt weiterer Auseinandersetzungen ein Urtheil der „Breslauer Anzeigen“ an, welches wir vollkommen theilen: „Prinz Lieschen ist eine Posse, besser als alle, die seit Jahren in diesem Genre gebracht wurden, sie ist mit Geist und Sorgfalt gearbeitet; sie enthält scharf gezeichnete und consequent durchgeführte Charaktere und Situationen, der Dialog ist pikant, natürlich, nicht durch gesuchte Witzereien und Kadebrehereien von Worten und Floskeln geschraubt, wie es fast in allen neuen Possen sich breit macht!“

Dies Alles entging dem Leipziger Publikum, welches überhaupt gegenwärtig überraschende Beweise von Theilnahmlosigkeit gegeben hat. (Man denke an die Aufführung des „Coriolan!“) Wir fürchten nicht den beleidigten Localpatriotismus und hoffen, daß die Aufnahme „Prinz Lieschens“ in meiner Vaterstadt Zeugniß gegen Leipzig ablege.

F. K.

Die Redaktion beanstandete die Aufnahme dieses Artikels keinen Augenblick und bittet nur die „Wochenchronik“ der heutigen Nummer zu beachten.

Die Journalisten von Gustav Freitag sind in Breslau zum ersten Male gegeben worden.

Achtzehn Jahre Soubrette. Caroline Günther-Bachmann, der Stolz des Leipziger Publikums, feierte am 4. December ihre achtzehnjährige Mitgliedschaft der Leipziger Bühne. Sie singt und spielt noch als Soubrette! — —

König Oedipus von Sophokles wurde am 28. November in München (zum Geburtstage des Königs) aufgeführt.

Ein Bankrott. In Bonn ist das Theater am 3. December geschlossen worden, nachdem der Direktor 3000 Thaler zugesetzt und ruiniert ist. Deutsches Künstlerloos!

Emil Devrient ist von seinen Gastspielen zurückgekehrt und in Dresden wieder als Hamlet aufgetreten. Bogumil Davison vom Wiener Hofburgtheater gastirt gegenwärtig daselbst mit großem Beifall.

Der kategorische Imperativ. Dieses oft von der Kritik getadelte Stück Bauernfelds ist in Berlin gegeben worden.

Wilhelmi's Lustspiel: „die schöne Schwester“ hat in Dresden vielen Beifall gefunden und wird auch in Breslau und Berlin einstudirt.

Leipziger Wochenchronik.

⊙ Leipzig den 18 December.

Am 5. wurde die vergessene Vaudeville-Burleske „Lorenz und seine Schwester“ taktlos genug von der sonst so unsichtigen Regie hervorgezogen, um ausgepiffen zu werden. Von dergleichen faden und schwachen Producten sollte man wirklich gar keine Notiz mehr nehmen und wenn man einmal Stücke geben will, deren Durchfallen sich prognostizieren läßt, sollte man lieber einheimische Producte nehmen. Auch das Honorar verzichtet gar mancher dramatische Schriftsteller, „für die Ehre ausgepiffen zu werden.“

Dagegen brachte uns der Abend des 8. Dec. eine sehr gehaltvolle Novität „Gaukeleien der Liebe“ von Eduard Boas. Die Entstehung von Shakespeares Lustspiel in drei Acten „Was ihr wollt“ bildet den Halt und Stoff des Stückes, die Ausführung sowie die Sprache sind rühmend anzuerkennen. Auch die Darstellung war befriedigend, besonders fand Shakespeare in Herrn Rudolph einen vortrefflichen Darsteller. Daß man am Schlusse alle rief, erschien uns durch das Ensemble gerechtfertigt. Die Aufführung des „Freischütz“ am 10. hatte ein zahlreiches Publikum mit gespannter Erwartung erfüllt. Fräulein Bleyel von hier debutirte als Agathe. Man muß, um billig zu sein, gestehen, daß die Stimme Fräulein Bleyels zu schönen Hoffnungen Veranlassung giebt.

Die Befangenheit des ersten Auftretens war etwas zu stark; außerdem war das Arrangement der Wolfschluchtszene möglichst ungenügend, etwa für die ausgenommen, welche des „Feuerwerks“ wegen den Freischütz hören. Die Betreffenden schienen zu wissen, daß diese Zahl im Publikum Leipzigs nicht klein ist, denn noch keine Vorstellung des Freischütz war so überladen mit Feuerwerk, wie diese.

Gehen wir zunächst auf die Darstellung von *Heinrichs Prinz*; Lieschen über. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß das Stück nicht die Schuld der mißfälligen Aufnahme trug, sondern den Berichten der Deutschen Allgemeinen Zeitung und des „Tageblattes“ entgegen — die Darstellung. War auch Frau Günther-Bachmann bis auf ihre stereotype Maniertheit) als Prinz Lieschen vortrefflich und bot dem Dichter keinen Anlaß zur Klage, so läßt sich leider von Herrn Menzel, in dessen Händen eine der Hauptrollen (Oberfishmeister von Günther) gefallen war, nicht ein Gleiches sagen. Man empfand schmerzlich den Verlust Klägers, der die Rolle, und mit ihr das Stück in Magdeburg sicher zur Geltung bringen wird. Die Sächsische Constitutionelle Zeitung“ nennt in ihrem Bericht Herrn Menzel einen humorlosen Spasmacher — so hart dieser Ausdruck ist, müssen wir ihm zustimmen. Herr Menzel hat zu sehr die niedrige Komik — das Spasmachen — in sich aufgenommen und darüber konnte er nun nicht hinaus. So z. B. ist er allgemein wegen seiner Darstellung des Baron von Dürr in Th. Apels „Nätkätchen“ belobt worden. Er arbeitete auch glücklich das Komische an der Kelle heraus — schien aber ganz zu vergessen, daß sich der Baron von Dürr in aristokratischen Circeln bewegt, und ein Zug von Noblesse seinem Wesen eigen gemacht werden muß. Der Dichter kann diesen Zug nur schwach andeuten, dem Darsteller muß er es anvertrauen, ihn in der Erscheinung auf der Bühne zur Geltung zu bringen. Es ist Schade, daß eine so glückliche Laune, wie die des Herrn Menzel nur an Fabrikcharaktere, die nach der Schablone einiger Wiener und Berliner Localpossen gearbeitet sind, sich bethätigt. Sein Spaß bei der Aufführung *Prinz Lieschen* war geradezu langweilig, die Rauchscene gemein, obwohl hier der Dichter die Versuchung nahe gelegt hat. Wenn Herr Menzel sich bestreben wollte, die Rolle ein wenig geistvoller aufzufassen, er und das Publikum würden den Gewinn davon haben. — Sonst war die Darstellung wenigstens leidlich — wir wünschten, daß die Regie Herrn Klägers zu

einem Gastspiel veranlassen und unverzüglich zu einer Wiederholung schreiten möge.

Die Vorstellungen der Kinder Wollrabe sind — kindisch! Weiter ist kein Wort darüber zu verlieren, als etwa zu beklagen, daß im Schauspielstände ein Kastengeist herrscht (nicht etwa der Souffleur, der allerdings auch einige Macht besitzt) wie nirgend. Die Kinder des Schauspielers werden wieder Schauspieler, — das versteht sich von selbst. Die kleinen Wollrabes werden später mittelmäßige Komödianten, — Amalie vielleicht ausgenommen! Das am 15. vorgeführte Schauspiel „Nur Ruhe“ unbedeutend.

Der „Neuen Zeitschrift für Musik“ entnehmen wir folgende Notiz über das achte Abonnementconcert im Gewandhaus: Symphonie von Haydn (Es-Dur). Concert für Violoncell von B. Romberg, vorgetragen von Hrn. Bernard Hildebrand-Romberg aus Hamburg. Recitativ und Arie aus „Figaro's Hochzeit“, gesungen von Fel. Bürny. Zweiter Theil: Comala von Gade; Comala — Fel. Bürny; Darsagrena — Fel. Bleyel; Melicoma — Frau Dreyschock; Singal — Hr. Behr. — Dies Concert gehörte zu den vorzüglich gelungenen, insbesondere befriedigte die Ausführung des Gade'schen Werkes. Hr. Romberg zeigte sich als ein sehr tüchtiger Künstler auf seinem Instrument, der, ohne gerade Hervorstechendes zu leisten, doch allen Anforderungen, die man an einen vorzüglichen Violoncellisten stellt, entsprach. Ein ganzes, so langes Concert zu spielen, war indeß des Guten zu viel.

Uebrigens wollen wir nicht „sehr verständige Berichtserstatter“, wie ein fataler Druckfehler am Schluß der Chronik voriger Woche sagt, sondern selbstständige Berichtserstatter für jedes Kunstfach gewinnen.

Briefkasten.

Herrn H. A. Die Novelle „Das Blumenmädchen“ ist zur Aufnahme nicht geeignet, — wir stellen dieselbe zu Ihrer Verfügung. — Fel. L. D. Das Fragliche wird Ihnen mit der N. Zschr. zugehen, weiteres brieflich. — Herrn F. G. ist Berlin. Wir erwarten noch ihre Antwort. — Herrn A. R. in Halle. Müßen danken!

Nöthige Redressirungen.

In der Novelle „Ein unglücklicher Vers“ sowie im Feuilleton von Nr. 25 haben sich folgende Druckfehler eingeschlichen die wir zu berichtigen bitten:

Spalte 2. 3. 4 S. 364 lies einen Namen, ft. eine Nase.
= 1 = 48 = 398 = Ausbrütung = Ausbreitung.
= 2 = 4 = 399 = Wochenreferate = Wocheninserate
Vor der Leipziger Wochenchronik in Nr. 25 ist das Correspondenzzeichen ☉ weggeblieben.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Bruno Hinze in Leipzig.